

Konrad Thomas

Laudatio aus Anlaß des 60. Geburtstags von Wolfgang Eßbach
gehalten am 20. Februar 2004 in Freiburg

Lieber Kollege Eßbach, verehrte Mitfeiernde,

eine Laudatio halten: Was gehört da hinein und was nicht? Was muss unbedingt erwähnt werden und was besser nicht? Mein Grübeln wurde unterbrochen durch einen Blick in die Schrift, die Sie Herr Eßbach noch nicht kennen können, in der ich den Untertitel „Soziologische Erkenntnis und Lebenserfahrung“ fand.¹ Das passt gut zum Aufbau einer Laudatio. Denn die Soziologie hat es ja mit allen Wissenschaften vom Menschlichen gemeinsam, dass derjenige, der sie betreibt, sich nicht aussparen kann. Er ist kein Sach-Wissenschaftler (was ja nicht nur für die Naturwissenschaften gilt), der gut daran tut, zwischen seinem je eigenen auf Erfahrung basierenden Erkenntnisinteresse und dem Objekt größtmögliche Distanz zu wahren. Im Gegensatz dazu ist der Soziologe immer in seinem Objekt mehr oder weniger enthalten, er ist selbst ja eine gesellschaftliche Existenz. Das bereitet Schwierigkeiten, wenn man es ernst nimmt.

Zwei Extreme möchte ich kontrastieren. Das eine ist der Soziologe, der seine Lebenserfahrung in seine Forschung projiziert und immer nur das herausfindet – wissenschaftlich legitimiert, selbstverständlich –, was er prinzipiell ohnehin weiß. Das andere derjenige, der soweit von seiner Lebenserfahrung absieht, dass das, was er herausfindet, auch unter Lurchen oder in Maschinen zu finde wäre. Zwischen diesen beiden Extremen, die ich mir erlaube als Negativ-Typen zu bezeichnen, steht die mühsame Existenz des Soziologen. Einerseits hat er seine Erfahrungen und mit ihnen seine Bewertungen, andererseits verlangt die Wissenschaft von ihm, dass er in der Lage ist, reflektierend davon Abstand zu nehmen. Beides muss er miteinander verbinden. Wenn ihm dies gelingt – und das glückt nicht vielen –, verdient er Aner-

¹ Siehe Thomas Keller: „Sociologues de la joie – Edgar Morin und Nicolaus Sombart“, in: Ulrich Bröckling, Axel T. Paul, Stefan Kaufmann (Hg.): *Vernunft – Entwicklung – Leben. Schlüsselbegriffe der Moderne. Festschrift für Wolfgang Eßbach*, München 2004, S. 97-123. Die Festschrift wurde Wolfgang Eßbach im Anschluss an die Festrede überreicht.

kennung. Und die haben Sie, lieber Herr Eßbach, – noch bevor ich in die Details gehe – vorab schon einmal verdient.

In diesem Sinn möchte ich versuchen, die Verschränkung von Lebenserfahrung und Wissenschaft – institutionelle Tätigkeiten nicht ausgeschlossen – in der besonderen Persönlichkeit zu skizzieren, die Sie nun einmal sind.

Wolfgang Eßbach ist zuerst auffällig geworden als Student, in einer Tätigkeit für die Universität. Als unverkennbarer 68er war er in den heißen Jahren immerhin Vorsitzender des Göttinger AStA. (Zu sagen, in welcher Fraktion, erübrigt sich.) Davon wusste ich als um ein gutes Jahrzehnt Älterer zunächst nichts. Damals hatte ich mich ins Ausland verzogen, las von den Vorgängen in der Luftpostausgabe der *Zeit* und war froh, mich in weitem Abstand von dieser Unruhe und den Auseinandersetzungen zu finden. Über seine Tätigkeit erfuhr ich aber vielleicht 20 Jahre später etwas Bemerkenswertes. Ich traf auf einen Kollegen, der damals ebenfalls im Senat saß. Und er meinte, als ich von einem Besuch in Freiburg berichtete: „Eßbach? Er war eine Ausnahme. Er hat in allen noch so gründlichen Kontroversen nie den Respekt vor seinem Gegenüber verloren.“ Nicht nur, dass es nicht allzu viele 68er gegeben hat, von denen man dies sagen könnte – sondern es ist diese Haltung, die seine Lebenserfahrung geprägt hat und die später vielen, die mit ihm zu tun hatten, zugute gekommen ist.

Als ich '71 in die Wirren der Universität zurück kam, waren die Fronten klar: Hier die Linken, dort die Reaktionäre. Wer bei den Soziologen meistens in der Überzahl war, wissen Sie. Und ich hatte das Pech, nicht dazu zu gehören. Ich verstand zwar von der Arbeiterschaft mehr als so manche politisch Engagierten, aber man hatte mir das „richtige Bewusstsein“ abgesprochen. So war ich an den Rand gedrängt, aber – hier kommt wieder Wolfgang Eßbach ins Spiel, wenn es irgendetwas zwischen der dominanten Fraktion und mir im Seminar zu verhandeln gab, mit der Absicht auf Verständigung, die es nun mal in so einem kleinen Betrieb geben muss, spielte er den Botschafter – und auch dies gelang stets ohne Mühen. Wo gehörte er denn nun hin? Ich glaube, diese Schubkastenfrage lässt sich bei ihm ohnehin nie beantworten.

Es gab dann einen besonderen Dissens. Die aufgescheuchten Mengen von Soziologie-Studierenden hatten es wahrlich nicht leicht, in das Fach hineinzufinden und dort angemessen zu lernen. Darauf hin plädierte ich für eine deutliche Strukturierung des Studiums in zwar nicht zwingenden, aber doch empfehlenswerten Schritten. Eßbach war entschieden dagegen. Er hatte sich – gewiss aus seiner eigenen Lebenserfah-

rung – das zu eigen gemacht, was unser verehrter Professor Bahrnt das „Freischwimmer-Studium“ genannt hatte: Jeder müsse sich seinen Weg nun mal selbst suchen. Anders kämen nur Klischees zustande.

Als Sie, verehrter Kollege Eßbach, dann das Glück hatten, nach Freiburg berufen zu werden und ich Sie eine Weile später nach den Studienbedingungen fragte, stöhnten Sie geradezu: „Alles schrecklich verschult!“. Doch das war nicht das letzte Wort zu diesem Thema. Etwa zwei Jahre später: „Die Studenten hier sind viel besser. Sie studieren in den ersten Semester unter strengen Auflagen, können sogar bei Tests durchfallen, aber sie haben dann ein solides Fundament.“ Welch ein Wandel! Er fügte noch hinzu, das will ich nicht unterschlagen: „Dadurch wird aber das Studium nicht kürzer. Wenn sie die Zwischenprüfung geschafft haben, sind sie meistens so geschafft, dass sie sich ein Freisemester gönnen.“ Also: Soziologiestudium nicht als persönliche Befriedigung gesellschaftlicher Neugier, sondern als harte Arbeit. Zu dieser Auffassung haben Sie vielleicht etwas Zeit gebraucht. Aber es hat sich für das Studium in Freiburg gewiss ausgezahlt.

Ja, und dann verfasst Wolfgang Eßbach etwas, das wohl keiner von denen, die ihn kannten, erwartet hatte. Das *Studium Soziologie*, eine Art von Einführung, die ohne jedes Schulmeisterliche, das ihm ohnehin zuwider ist, einen gekonnten Rundgang durch das bietet, was die Soziologie treibt – weit über die Sphären hinweg, mit denen er sich sonst beschäftigt. Und, soweit ich sehe, ohne jede Voreingenommenheit anderen Teildisziplinen gegenüber, wie sie nicht nur in unserem Fach durchaus nicht selten ist. Diese Ein- und Durchführung endet mit den schönen Sätzen: „Wer bis zum Ende interessiert durchgekommen ist, der möge Soziologie studieren“.

Was dann im Zuge der Neuorganisation und des Ausbaus des Freiburger Instituts geschah, darüber wissen Sie, verehrte Anwesende, mehr als ich. Ich kann nur aus der Distanz feststellen: Eßbach hat mit hohem persönlichen Einsatz und mit Verhandlungsgeschick, das er seinerzeit vielleicht schon im AStA geübt hat, in kürzester Zeit etwas aufgebaut, was – im engen Verbund mit den Nachbardisziplinen – Respekt erheischt.

Jetzt möchte ich noch ein wenig den „inhaltlichen Strang“ seiner Arbeit verfolgen. Die Zeiten, da eine große Zahl gerade jüngerer Soziologen sich dem marxistisch verstandenen Fortschritt verschrieben hatten, sind längst vergangen. Wie aber reagierten Soziologen auf den ideologischen Zusammenbruch? Ich stellte mit Befremden fest, wie schnell *Das Kapital* und angrenzende Opera aus dem Katalog der Lehrver-

anstaltungen verschwanden. Was weithin übrig blieb, war Soziologie als Dienstleister für Gewerkschaften und andere „fortschrittliche“ Bemühungen. Darüber sprach ich mit Ihnen, Herr Eßbach, der Sie selbstverständlich auch weiterhin eine Marx-Vorlesung hielten. Wie Sie das wohl bewerkstelligen, war meine Frage. Die Antwort Eßbachs lapidar: „Ich habe eben mehr als die drei Bände gelesen.“ Dieser Einstellung gebührt ein besonderer Platz in der Laudatio: Engagiert und nicht dogmatisch. Engagiert, ohne zu moralisieren. Wer kann das schon? Und in diesem ureigenen Engagement fürs Soziologische haben Sie das getan, was Sie im Blick auf Marx' *Kapital* immer gesagt hatten: „Immer weiter Lesen!“

Mit Ihrer Berufung nach Freiburg sind Sie, Herr Eßbach zum Kultursoziologen geworden und haben darüber hinaus diesen Bereich in der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* intensiv gefördert. Das könnte bei einer Überschrift bleiben, der zufolge es eben viele Bindestrich-Soziologien gibt. Aber ich möchte etwas tiefer graben: Es spricht nicht gerade für die Entwicklung unserer Zunft, dass Kultur ein Bindestrich-Attribut geworden ist. Kann es denn Gesellschaft ohne Kultur geben? In Kontrast dazu wünsche ich mir eine Untergliederung der Soziologie in der Weise, dass es eine Industriekultursoziologie, Bildungskultursoziologie, Medizinkultursoziologie usw. gäbe. Denn was kann das für ein Verständnis von Gesellschaft sein, in dem Kultur nicht integrales Element ist? Was weiß man von einem Körper, wenn man einzig dessen Knochen studiert hat? Wo bleiben dann – man gestatte diese Metapher – Fleisch, Sehnen und Haut, das Gehirn nicht zu vergessen? Wenn man aber Gesellschaft als Kultur begreift, als jene Einheit menschlich-zwischenmenschlicher Existenz, in der alles vom Materiellen bis zum Geistigen im Zusammenhang steht, dann braucht es bestimmter intellektueller Voraussetzungen, die unseren Jubilar für die „Kultur“-Soziologie prädestinieren: Man muss in der geisteswissenschaftlichen Tradition bleiben, man muss die Verbindung zur Philosophie nicht nur aufnehmen, sondern darf sie niemals abbrechen – wie es in unserer Disziplin weitgehend geschehen ist.

In der ersten großen, ungemein gründlichen Arbeit über *Die Junghegelianer* entdeckte ich den Übergang von der Wissenssoziologie, wie sie für eine Intellektuellengruppe bis dahin angemessen gewesen wäre, zur Kultursoziologie. Eßbach hat das vorgegebene Schema von Basis und Überbau, die Widerspiegelungstheorie verlassen, und gezeigt, dass es darum geht, was aus den verschiedensten zeitgemäßen Erfahrungen zur Sprache gebracht wird, und zwar im Ringen um die notwendige Erkenntnis seiner selbst. Intellektuelle: das ist, grob gesagt, kollektive Selbsterkenntnis und

Selbstdeutung, getragen von einer losen Gruppe von Menschen, die sich mit der vorfindlichen Selbstdeutung ihrer Gesellschaft nicht identifizieren können. Wenn Gesellschaft als Kultur zu begreifen ist, dann kann es niemals nur um objektive Verhältnisse gehen, auch nicht nur um die subjektiven Einschätzungen dieser Verhältnisse, sondern dann muss herausgefunden werden, in welcher Weise die Selbstdeutung der Verhältnisse zur Gestaltung dieser Verhältnisse beiträgt. Ganz banal gesagt: Wir wollen wissen, in was für einer Gesellschaft wir leben – und zwar gründlicher als es alltäglichen Meinungen entspricht.

Nun beginnt mit der Moderne eine neue Weise der Selbstdeutung: Sie leitet sich nicht von den Vorstellungen dessen ab, wie die Welt sein müsse, sondern sie bildet sich aus den zeitlichen Umständen heraus als Gestaltungswille, als Gestaltungsvorstellung. Das ist der intellektuelle Kern alles im ernsthaften Sinn Revolutionären. Damit aber ist gemeint: Es muss Neues geben, ohne dass man dieses gleich einem evolutionär fortschrittlichen Muster unterwirft. Gewiss, das ist geschehen – mit dem entsprechenden Pathos. Aber es steht nichts dagegen, dieses Pathos einmal zu suspendieren. Das Neue bildet sich einerseits quasi naturwüchsig, andererseits muss es befragt und gestaltet werden.

In diesem Sinn sich der Kultur zuzuwenden, heißt dann: die Strömungen zu untersuchen, in denen diese Prozesse eines neuen Selbstverständnisses stattfinden. Und das findet in dem Bereich statt, den man politisch-intellektuellen Diskurs nennt. Er beinhaltet ständig neues Fragen danach, was – um auch einmal *Faust* zu zitieren – diese gesellschaftliche Welt „im Innersten zusammenhält“. Die Antworten sind gewiss auch irrtumsbelastet, erschrecken vor dem Neuen oder aber leugnen das Erschreckende des Neuen.

So verstehe ich die zentralen Themen, denen sich Wolfgang Eßbach gewidmet hat, und zwar in einer respektablen Produktivität. Die beachtliche Zahl von Aufsätzen, die er publiziert hat, kreisen nicht um ein einziges Thema. Es geht um Kulturkritik und Religion, um Zeitdeutungen, um Foucault, um Technik und Artefakte und um Alterität. Zum Thema Alterität komme ich noch. Hier zum Thema Artefakte eine Bemerkung: Irgendwann haben Sie, Herr Eßbach, einmal gesagt: „Die Soziologen tun so, als hätten es Menschen immer nur mit Menschen zu tun.“ Dazu Ihr Kontrast, der sich wohl-tuend abhebt von den dünnen Gerüsten der Kommunikationssoziologie.

In alledem ist das zentrale Thema – mit vielen Variationen – die Moderne. Es ist hier nicht der Ort, die vielfachen Erklärungen zum Begriff selbst einzubeziehen. Ich ver-

kürze dies: Für mich handelt es sich um das Phänomen, dass herkömmliche Verstehensmuster der Gesellschaft versagen, dass alle Versuche, sie vom Herkömmlichen aus zu verstehen, misslingen. Theorie moderner Gesellschaft ist die Suche danach, eine neue Terminologie zu finden, mit deren Hilfe das Ganze, vereinfacht gesagt, „einen Sinn macht“, ob man es nun, vielleicht etwas zu voreilig, als Epoche versteht oder als die andauernde Gegenwart, in der auf ähnliche aber noch unverstandene Weise, immer wieder Neues hervorgebracht wird. Es handelt sich, in traditionell wissenschaftlicher Sprache, eher um Hypothesen als um fertige Erkenntnisse, um Vermutungen mehr als um Fakten. Das zeigt aber auch das Besondere an dieser Beschäftigung. Es geht nicht um Einsichten in irgendeine Gesellschaft, sondern um das Verständnis derjenigen Verhältnisse, in welche die Soziologen als Wissenschaftler selbst einbezogen sind. Das kann gelegentlich dazu führen, ein wenig Wunschdenken in die Hypothesen hineinzuschleusen, ist also intellektuell nicht ungefährlich. Aber der Versuch muss gewagt werden.

Dabei werden – ob man es will oder nicht – Kategorien geprägt oder entdeckt, die geradezu von ontologischer Bedeutung sind. Um einen zentralen Punkt der begrifflichen Arbeit hervorzuheben, um die Sie sich verdient gemacht haben: Es ist der Begriff der Alterität, des Anderen, der neuartige und notwendige Einsichten in das Verständnis von Mensch und Gesellschaft vermittelt. Hier zeigt sich der Ansatz, wie er in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts vom Kreis um Martin Buber eröffnet worden ist. Es ist zu hoffen, dass Alterität im Begreifen von Gesellschaft, wie sie auch früh schon in Simmels Begriff der Wechselwirkung anklingt, verstärkt den intellektuellen Diskurs bestimmt. Nicht zu übersehen sind dabei die Arbeiten von Emmanuel Lévinas, der heute vielleicht noch nicht in seiner ganzen Tiefgründigkeit entdeckt worden ist.

Was das Thema Moderne und Modernität betrifft – das allerdings muss ich einschränkend gestehen – bin ich vermutlich nicht ganz der angemessene Laudator. Es kann sein, dass ich Ihre und Ihrer Kollegen und Schüler Beschäftigung mit der Moderne nicht ganz verstehe. Denn einer, der im Alter von 13 und 14 Jahren in Blicknähe auf die einzigartige Holzdecke aus dem 12. Jahrhundert in der St. Michaels-Basilika in Hildesheim täglich die Orgel traktiert hat, bleibt solchem Erlebnisuntergrund verhaftet und leistet sich nur gelegentlich Ausflüge in die Moderne. Ich bin ein hoffnungslos vormoderner Mensch – man könnte auch die diskriminierende Bezeichnung „alteuropäisch“ verwenden. Ich finde die Moderne extrem verwirrend, scheue

vor ihrem Begreifen zurück und muss dabei anerkennen, dass Sie, Herr Eßbach, ein Mensch mit der Gabe sind, sich vom Verwirrenden nicht verwirren zu lassen.

Was den modernen Diskurs über Moderne und Modernität betrifft, halte ich es für Ihr Anliegen und Verdienst, dass jede mögliche Klarheit gewonnen wird. Und damit komme ich zu einem sehr wichtigen Aspekt Ihrer Leistungen. Sie gehören nicht zu den Gelehrten, die in Einsamkeit und Freiheit Jahr um Jahr ein Buch publizieren, sondern zu denjenigen, die, abgesehen von der bereits erwähnten Anzahl von Aufsätzen, sich als Professor Ihre Mitstreiter – und das bedeutet ja das sonst fast veraltete Wort „Kommilitonen“ – suchen und auch gefunden haben. Sie haben es sich angelegen sein lassen, sie anzuregen und fördern. Dazu gehören die jährlichen Promotionen – in manchen Jahren bis zu drei an der Zahl! Und Sie haben geholfen, einen Sonderforschungsbereich ins Leben zu rufen. Das bedeutet nicht nur ein hohes Interesse an kollegialer Gemeinsamkeit, sondern auch pragmatisches Geschick der Organisation und sehr viel – ich möchte sagen – gemeinnützige Arbeit. Dazu reichen nicht einmal Arbeitszeiten von 12 Stunden täglich aus. Und dafür wird auch das Gehalt nicht erhöht. Es ist schlicht Engagement an der Sache, in einer Weise, wie sie nicht gerade üblich ist.

Das ist nun auch die Stelle, an der weitere Aktivitäten erwähnt werden müssen, die über das notwendige Engagement als Forscher und Lehrer hinausführen. Wie alle Versammelten wissen, ist Wolfgang Eßbach nicht nur Präsident der *Helmuth-Plessner-Gesellschaft* (des Mannes, der ihn und mich gefördert hat) und Sprecher der *Sektion Kultursoziologie* der DGS; darüber hinaus engagiert er sich im *Frankreich-Zentrum* und dem *Zentrum für Anthropologie und Gender-Studies* der Universität Freiburg.

Es ist an der Zeit, zum Schluss zu kommen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich all das, was in einer Laudatio Platz finden müsste, einbezogen habe. Manche von Ihnen, die Sie dieses Fest mit und für Herrn Eßbach feiern, wüssten gewiss noch Interessantes dazu beizutragen. Aber ich hoffe, in meiner Begrenztheit, doch aufgezeigt zu haben, dass der 60. Geburtstag eine solche Feier verdient.

Ich wünsche allen hier Versammelten, dass sie in den folgenden Jahren – Wolfgang Eßbach ist ja erst 60 Jahre jung – noch viel Gewinn von seiner Nähe haben. Und Ihnen, lieber Herr Eßbach, wünsche ich, dass die Reichhaltigkeit Ihrer Arbeit, verbunden mit kräftiger Gesundheit, noch lange anhalten möge.